

einer Zersplitterung oder Absonderung führen. Dafür ist es aber auch nötig, daß das Wort „fränkischer Autor“ oder gar „fränkischer Dichter“ keinen hinterwäldlerischen oder provinziellen Charakter bekommt — „fränkischer Autor“ soll als Ehrentitel für jenen Schriftsteller gelten, der das Land in der Herzmitte Deutschlands liebt, der sein Leben an das dichterische Wort wendet und darin auch den Atem der großen weiten Welt verspüren läßt. Das Werk, das der einzelne geschaffen hat oder noch schafft, sei das Bestimmende!

*Dr. Hermann Gerstner*

## DAS GEHEIMNIS DER FLÖTE

Unter diesem Titel brachte der HOLSTEN-VERLAG, Hamburg, die Gedenkrede Rudolf Ibels heraus, die er am 14. November 1962 in München in einer öffentlichen Gedenkstunde für den am 12. Juni 1898 in Franken geborenen und am 14. Februar 1962 verstorbenen Dichter Ludwig Friedrich Barthel hielt. Es scheint uns recht und billig, jetzt da in diesen Tagen die fränkischen Autoren in Schweinfurt wieder zusammenkamen, auch des toten Dichters zu gedenken. Ibels Gedenkrede erinnert an die Rede des Mark Antonius, freilich im umgekehrten Sinne („Begraben will ich ihn, nicht preisen“). Begraben haben Barthel die Anderen. Wir zitieren R. I.:

„Für die sogenannte literarische Öffentlichkeit der Deutschen war und ist Ludwig Friedrich Barthel der Verstorbene, nicht nur leibhaft: auch sein Werk ist eingesargt. Es ist nicht existent in dem heute gängigen und allgemein anerkannten Alphabet der Lyriker. Wir gedenken dennoch dieses Werkes als eines für uns gegenwärtigen und eines für unser Volk zukünftigen Schatzes einer in immer neuem liebenden Ansturm fromm verwandelten Welt und ihrer Botschaft.“

Einmal wird geschehen, was Ludwig Friedrich Barthel von sich als dem toten Dichter und dem „Geheimnis seiner Flöte“ gesagt hat:

Doch einmal da rauschen die Ströme,  
Die alten, gewaltigen Ströme,  
Breit über die Schultern der Erde;  
Vom Frühling brennen die Ufer.  
Wolken tauchen hinunter

Ins heiße Röhricht des Mittags;  
Inbrünstig rufen die Vögel  
Mit Worten der Sehnsucht mich Toten.

Dann will ich's erfüllen, das späte  
Geheimnis der Flöte, und singen.  
So schlürfen die Toten aus Kelchen  
Rotdunkelen Mohnes die Liebe.

Zur Neige will ich es singen,  
Das wunde Geheimnis der Flöte...

(*Romanze, In die Weite*)

DIE WELT schrieb am 14. 7. 1962: „... Über die Nichtbeachtung dieses großen Einzelgängers im Gedicht (es ist nicht einmal eine Verkennung) durch die Zeitgenossen werden sich spätere Geschlechter einmal wundern...“

Warum man ihn bereits zu Lebzeiten eingesargt hatte, nun weil in den dreißiger Jahren sein dichterisches Gefühl sich für manches begeisterte, was uns, die „wir es ja alle schon lange vorher besser gewußt haben“ (nicht wahr?) heute alles andere als begeisterungswürdig erscheint. Wir zitieren nochmals aus R. I.:

„*Kritisches Nachwort*:... Die Wahrheit über das Spiel auf der politischen Bühne bleibt dem Zeitgenossen meist verborgen. Die Einsicht zu Lebzeiten der Beteiligten kommt erst, wenn eine Sache „schief“ gegangen ist. Dann weiß auch der Dichter, wie sehr er sich mit seiner Mythisierung in einen Stil verlaufen hat, welcher der Politik, ihren Menschen und Aktionen, in unserer Zeit nicht mehr zukommt. Nicht nur die jüngste deutsche Geschichte liefert Beispiele für den entlarvten politischen Mythos. Den Dichtern mag der Drang zum Mythos nach wie vor eigen sein, und den Großen unter ihnen sogar in besonderem Maße: aber die Mythisierung politischen Geschehens durch Zeitgenossen endet meist peinlich, für den mythisierten Gegenstand nicht weniger als für den Dichter. Sein „Rühmen“ wird sich anderen Bereichen zuwenden müssen, die ihm ja vorerst immer noch offenstehen...“

... Wie der Dichter selbst seinen Weg durch die Zeit erfahren und erlitten hat, mögen folgende Verse aus der „*Kelter des Friedens*“ erweisen, mit denen wir ihm das Schlußwort überlassen:“

Wenn er zu sich kommt, überwältigt den  
Berauschten dumpfes Leid. Er fühlt, es habe  
Der Wein, den er genoß, als sei nicht Süße  
Und Kraft des Jahres in den Trauben, für  
Die Schmähung sich gerächt und ihm die Seele  
Ins Hämische getaucht. Vom Übermut  
Des Blutes schwellt nur die Erinnerung  
Unselig nach. Ernüchert sind die Blicke  
Und wittern einen Vorgeschmack des Todes  
In ihrer gläsernen Umschattung. So  
Zu dir, du Schädelstätte meiner Heimat,  
Die nachlebt in mir Klagendem, die Last  
Des Hauptes senkend, kehre ich mit Schritten  
Zurück, die übermannt sind.

Die Schrift kündigt zugleich eine „*Auswahl aus dem lyrischen Gesamtwerk des Dichters*“ an, besorgt von Rudolf Ibel, die noch in diesem Herbst erscheinen soll. Wir werden zur zweiten Wiederkehr des Todestages des fränkischen Dichters Ludwig Friedrich Barthel darauf zurückkommen. E. A. S.

Die Max-Dauthendey-Gesellschaft Würzburg, die sich um die Anerkennung speziell fränkischen Schrifttums sehr erfolgreich müht, hat sich auch in den letzten Jahren gerade durch ihr Kontakthalten mit den fränkischen Schriftstellern, die ihr Frankentum nicht als Provinzialismus verkannt haben, viele Verdienste erworben. Die Früchte dieser Arbeit wurden erst kürzlich wieder auf der Schweinfurter Tagung fränkischer Autoren (26./27. Oktober) deutlich sichtbar. Wir bringen aus diesem Anlaß gerne den nachstehenden Aufsatz, der bereits im Jahre 1930 im *Maiheft* der Zeitschrift *MEIN FRANKENLAND*, Monatschrift für Schrifttum, Kunst und Heimatkunde (herausgegeben von Georg Neuner) erschienen ist und der Feder des Dichters entstammt, dessen Werk von der Gesellschaft, die seinen Namen trägt, liebevoll verwaltet wird.

Die Schriftleitung

## Mein Vater, der erste deutsche Lichtbildner

Von Max Dauthendey

Im Mai 1842 hatte mein Vater durch seine Ausstellung in der Handelsbörse auf der Leipziger Ostermesse, mit einer Sammlung von ihm hergestellter Daguerreotypbilder, einen so großartigen Erfolg gehabt, daß man ihn dazu gedrängt hatte, gegen Bezahlung Aufnahmen vom Bürgermeister, von Magistratspersonen, Leipziger Professoren und Handelsherren zu machen. Die vorher in seinem Sammelrahmen in der Handelsbörse auf der Ostermesse ausgestellten Bilder waren meistens Aufnahmen von Vorübergehenden der Lindenauer Landstraße gewesen, die aus Neugier in den Garten gekommen, und die mein Vater in Ermangelung eines anderen Publikums auf den ersten Bildern den Leipzigern gezeigt hatte. Da waren Sonntagsspaziergänger, Soldaten, Dienstmädchen, Leipziger Studenten und Postillone auf den ersten Platten zu sehen gewesen, und der Eindruck dieser Bilder war manchmal ein sehr belustigender.

Nun aber erhielt mein Vater Bestellungen von allen Seiten und aus allen Kreisen der Stadt. Er wurde eingeladen nach Chemnitz, Magdeburg und Halle zu kommen, was er auch tat. Auch hatte er auf Veranlassung verschiedener Professoren der Chemie in der Aula der Leipziger Universität als erster deutscher Lichtarbeiter einen Vortrag über die neue Lichtkunst halten müssen. Im Juli 1843 führte ihn dann die Einladung seines Onkels, des Kammerherrn, nach Dessau an den herzoglichen Hof.

Meinem Vater kam diese Einladung gerade recht, denn er hatte immer eine Sehnsucht ins große Weite. Und da in Leipzig, wohin er von kleinen Reisen zurückgekehrt war, ihm jetzt alles so glatt von der Hand gegangen und ihm, dem einzigen Lichtarbeiter der Stadt, alle Welt nachgelaufen war, um Bilder zu erhalten, so hatte er, der in seinem Fach oder auf Reisen Neues zu erleben wünschte, eben gründliche Langweile, als der Brief des Onkels eintraf.

Da er noch nicht vierundzwanzig Jahre alt war, also noch blutjung, zog er wie jeder mutige Jüngling lieber die Siebenmeilenstiefel an, als daß er schon gemächliche Hausschuhe austrat.

Die ersten Daguerreotypaufnahmen waren ihm von den Auftraggebern mit fünfzig und hundert Talern bezahlt worden, denn manche, die noch nie ein Bild von sich gesehen hatten, überkam beim Anblick der haarscharfen Wiedergabe ihres Selbst und bei deutlicher Wiedergabe sogar ihrer Kleidernähte und der winzigen Busennadel in der großen Halsbinde, ein Taumel von Überraschung und Beglücktheit, der sich in eine außergewöhnliche Freigebigkeit umsetzte.